

Walter Haas

Mundart und Standardsprache in der deutschen Schweiz*

Zusammenfassung

Die Sprachsituation der deutschen Schweiz scheint insofern auffällig, als hier in allen gesprochenen Domänen von allen Angehörigen aller Schichten Dialekt gesprochen wird, während der Standardsprache alle schriftlichen Domänen überlassen bleiben. Der Artikel gibt eine Skizze der Ueberschneidungsgebiete der Varietäten und der Geschichte dieser archaischen Situation, die der national-symbolischen Funktionalisierung des Dialektgebrauchs verdankt werden dürfte, die aber vor dem Hintergrund weltweiter Entwicklungen der jüngsten Zeit wieder an Aktualität gewinnen könnte. Anhand eines Beispiels werden die Weiterexistenz sprachgeographischer Strukturen und die Entlehnungsprozesse im Wortschatz illustriert. Es wird postuliert, dass eine solche Sprachsituation Normentoleranz fördern und den Mythos von der absoluten Notwendigkeit sprachlicher Invarianz relativieren könne.

* * *

“De Switzersche Landtaal is zeer hard en onangenaam, werdende in ‘t diepste van de Keel gevormd en met en soort van gorgeling uitgesproken. Het is een allergröfst Hoogduitsch, noog ruwer dan dat der Tyrollers en Oostenrykschen.”¹

Diese wenig schmeichelhafte Charakterisierung des schweizerischen Deutsch stammt von einem Niederländer, der kurz vor 1760 die Schweiz bereist hat. Seinen Namen hat er uns vorenthalten – wohl kaum aus Furcht vor eidgenössischem Zorn, denn seine Auslassungen entsprachen schon damals einem Topos, und er war nicht einmal der erste Niederländer, der sich so unfreundlich über unsere Sprache ausliess: Bereits 1609 hatte der allerdings etwas anrühige Daniel Eremita gefunden, die Schweizer sprächen das Deutsche “avec grossièreté et sans élégance”.²

Nun schmerzen uns aber solche Urteile ausgerechnet von Niederländern besonders, scheint uns doch deren Sprache der unsern kongenial wie keine andere – gerade was das Gurgeln angeht. Als traurige Missverständnisse empfinden wir deshalb solche Urteile, und sie werden nicht weniger traurig dadurch, dass die Schweizer sich mit einer Reihe von Missverständnissen über das Niederländische gerächt haben.

Vor über zweihundert Jahren setzte Johann Jakob Bodmer den Irrglauben in die Welt, die Holländer hätten sich aus Freiheitsdurst von der deutschen Sprache losgesagt und ihren Dialekt zur Standardsprache erhoben.³ Er wollte damit den Schweizern zu bedenken geben, ob es nicht auch für sie attraktiv sein könnte, über eine eigene Standardsprache zu verfügen. Seine Landsleute sind ihm hierin nicht gefolgt, aber noch heute kann man bei uns lesen, in den Niederlanden sei Mundart die “Landessprache”, “Mundart in Wort und Schrift”.⁴

Missverständnisse – und jetzt darf ich den Spiess wieder umdrehen – halten sich aber seit vielen Jahrzehnten auch über die Sprachsituation der deutschen Schweiz. In der “Anlage 1” zum Einladungsschreiben zu diesem Kolloquium war zu lesen: “Für den deutschsprachigen Teil der Schweiz gibt es eine Interaktion von Hochdeutsch und Schweizerdeutsch, daneben von Schweizerdeutsch und schweizerdeutschen Dialekten zu verzeichnen.” Dies ist nun das Gegenstück zum Schweizer Missverständnis über das Niederländische: So, wie wir nicht begreifen wollen, dass eine Sprache, die dem Deutschen so ähnlich klingt, kein Dialekt des Deutschen sein soll, genau so werden Aussenstehende wohl nie begreifen, dass eine souveräne Industrienation nicht einmal in Ansätzen Bodmers Vorschlag zur eigenen höheren Sprachform gefolgt sein soll; selbst Linguisten können nicht glauben, dass die Schweizer sich tatsächlich mit ihren lokalen Dialekten begnügen, und versuchen dem depossidierten Volk seit Jahrzehnten, das “Schwizerdütsch” als erdichteten Kulturdialekt aufzudrängen. Und seit ebensolanger Zeit kämpfen wir gegen dieses perennierende Phantom – anscheinend mit wenig Aussicht auf Erfolg.⁵

Gerade deswegen habe ich mit Freude und dem pädagogischen Furor, den man uns nachzusagen pflegt, die Einladung angenommen, vor diesem illustren Publikum die Sprachsituation der deutschen Schweiz einmal mehr⁶ darzustellen. Im ersten Teil meiner Ausführungen werde ich die Verteilung der beiden Varietäten auf verschiedene Domänen schildern. Ich werde dann zweitens einige Hinweise auf die Geschichte dieser Situation geben und abschliessend das gegenseitige linguistische Verhältnis der beiden Varietäten skizzieren.

1 Der Gebrauch von Mundart und Standardsprache⁷

Von den vier Sprachregionen der Schweiz ist die deutschsprachige nach Fläche und Bevölkerung die grösste: 73% der Staatsbürger sprechen deutsch, auf die Wohnbevölkerung berechnet sind es noch 65% (Zahlen von 1980).

Die Schweiz ist eine Industrienation mit stark entwickeltem Dienstleistungssektor. Die Industrie beschäftigt heute knapp 39% der aktiven Bevölkerung, der Dienstleistungssektor bereits 55%. In der Landwirtschaft arbeiten noch knapp 6% der Erwerbstätigen; schon 1870 waren es nicht mehr als 40%. Der geringe Anteil der Landwirtschaft erstaunt bei einem Land, das aufgrund populärer Exportprodukte wie Käse und Schokolade, aufgrund der touristischen Werbung mit der freien Natur und auch aufgrund eines starken Strangs in seiner schönen Literatur in den Ruf eines Bauernlandes *par excellence* geraten ist, diesen Ruf voll akzeptiert und nicht zuletzt durch die offiziöse Folklore aktiv gepflegt hat.

Entsprechend abweichend von gängigen Clichés ist die Sozialstruktur des Landes. Von allen Nationen Europas weist die Schweiz, proportional zur einheimischen Bevölkerung, den grössten Ausländeranteil auf. Die Gesellschaft zeigt alle Aspekte der sogenannten Modernisierung: Verstädterung, hohe soziale und geographische Mobilität, hohes Ausbildungsniveau, Vervielfältigung und Internationalisierung der Lebensstile.⁸

Mit all dem in krassem Widerspruch scheint nun die Sprachsituation der deutschen Schweiz zu stehen. Das Ungewohnte, Unpassende lässt sich in zwei Merksätze fassen:

1. In der deutschen Schweiz hat keine gesellschaftliche Gruppe die Standardsprache zu ihrer gesprochenen Alltagssprache gewählt.
2. In der deutschen Schweiz hat sich keine "Zwischenvarietät", keine *interlanguage*, zwischen Mundarten und Standard herausgebildet, die a) ein Mindestmass von wenigstens lokaler Systematizität und b) ein Mindestmass von wenigstens gruppenspezifischer Akzeptabilität aufweisen würde. Der Terminus "Schweizerdeutsch" ist nur ein bequemer Sammelbegriff für die Menge der in diesem Landesteil gesprochenen Lokalmundarten.

Die beiden Merksätze fassen die heutige Sprachsituation als Ergebnis eines geschichtlichen Prozesses auf, genauer, als Ergebnis hier *nicht* eingetretener Pro-

zesse. Diese "historisierende" und negative Formulierung hat verschiedene Vorteile. Sie zeigt auf einen Blick die Unterschiede zu andern Sprachsituationen auf, in denen die Entwicklung anders verlaufen ist; sie interpretiert die hierzulande bestehende Situation als archaisch, d.h. als gekennzeichnet durch das Ausbleiben eigentlich zu erwartender Prozesse; sie weist darauf hin, dass aktuelle Sprachsituationen immer Produkte einer historischen Entwicklung sind, und sie macht dadurch deutlich, dass aus der Synchronie abstrahierte soziolinguistische "Gesetze" allein eine Sprachsituation nicht erklären können.

Der letzte Punkt liegt mir besonders am Herzen. Er lässt sich an einem Ausspruch des niederländischen Dialektologen Klaas Heeroma illustrieren: "Eine Mundart," sagt Heeroma, "ist ihrem Wesen nach ein Kommunikationsmittel im eigenen, örtlich begrenzten Kreise. Sie richtet sich nicht an den Aussenstehenden. Sie hat keinen Status und kein durch einen Mythos genährtes Selbstbewusstsein" (Heeroma 1969: 21). All dies mag für bestimmte Mundarten in einer bestimmten Gesellschaft zu einer bestimmten Zeit gelten, und es gilt offenbar in den modernen Niederlanden, wie wir im Aufsatz von Frau Daan über die Funktionen der Mundarten⁹ nachlesen können – aber es gilt nicht für die Mundart "an sich", es gilt beispielsweise nicht für die schweizerdeutschen Mundarten.

Das Ausbleiben der beiden genannten Prozesse hat in der deutschen Schweiz zu einer soziolinguistischen Situation geführt, die Gottfried Kolde als "mediale Diglossie" bezeichnet hat (1981: 65ff.).

Die mediale Diglossie ist dadurch gekennzeichnet, dass die Wahl der beiden Varietäten "Mundart" und "Standardsprache" vom Medium der Äusserung abhängt: Gesprochen wird grundsätzlich in Mundart, geschrieben wird grundsätzlich in Standardsprache.

Natürlich gibt es von dieser grundsätzlichen Regelung der Varietätenwahl eine Reihe von Ausnahmen. Aber das für Aussenstehende Allererstaunlichste an der Deutschschweizer Sprachsituation ist zweifellos die völlige Normalität und Allgegenwart der Mundart in sämtlichen spontanen mündlichen Situationen.¹⁰ Mundart spreche ich also selbstverständlich mit meiner Frau und mit meinen Kindern, aber auch mit meinen Kollegen und Studenten und sowohl mit meinem Arzt wie mit meinem Schuhmacher. Ich spreche Mundart in allen Geschäften, Banken, Ämtern und Restaurants, auch wenn sich der Kellner durch seine Hautfarbe als nicht unbedingt einheimisch zu erkennen gibt. Eines der wichtigsten

Indizien für die privilegierte Stellung der Mundart ist wohl, dass Gesprächseröffnungen auch mit Unbekannten immer in Mundart erfolgen.

Vor diesem generellen Hintergrund sind nun die Abweichungen interessant, jene Situationen also, in denen zumindest prinzipiell eine gewisse Wahlmöglichkeit zwischen den Varietäten besteht.

Im **Bereich des Gesprochenen** existieren mehr oder weniger feste Domänen der Standardsprache. Den stärksten Rückhalt hat die gesprochene Standardsprache in der *Schule*. Sie ist nicht nur die Institution, die für die formale Sprachbildung zuständig ist, sondern auch für eine Mehrheit der Deutschschweizer der einzige Ort, der das aktive Sprechen der Standardsprache erfordert und zulässt. Unterrichtssprache ist, abgesehen von "praktischen" Fächern wie Turnen oder Handarbeit, offiziell das Hochdeutsche (ich muss also meine Aussage von eben präzisieren: Wie alle Lehrer spreche ich während der "Veranstaltung" hochdeutsch, Mundart erst nach dem Klingelzeichen!). In den ersten Schuljahren ist die Mundart als Unterrichtssprache noch teilweise zugelassen, später spielt sie im Unterrichtsgeschehen immer wieder eine Rolle, als Sprache des Kommentars, der Emotionalität usw.¹¹

Im *Radio* ist rund die Hälfte des deutsch Gesprochenen in Mundart, wenn man den Durchschnitt aller drei Programme des Staatsradios heranzieht; im *Fernsehen* steigt der Anteil des Standards gegen 70%. Die Gestaltung der Sendungen hat den stärksten Einfluss auf die Varietätenwahl: Es scheint selbstverständlich, dass die als Magazin gestalteten U-Musik-Sendungen des dritten Programms wie die vergleichbaren Privatsender fast durchweg in Mundart moderiert werden. Dagegen gibt es wenige Textsorten, die ausschliesslich Domäne der einen der beiden Varietäten wären. So sind beispielsweise die Hauptnachrichten der beiden Medien in Standardsprache, die Regionalnachrichten in Mundart; die im Radio auf die Nachrichten folgenden Kommentare und Reportagen sind am Mittag in Mundart, am Abend in Standard; Fussballreportagen sind in Standard und die meistgesehene Sendung des Fernsehens über kulturelle Aktualitäten von nationaler Bedeutung in Mundart. Manches bleibt hier dem einzelnen Redaktor überlassen, und diese Freiheit der Varietätenwahl ist innerhalb der Diglossie eher ungewöhnlich.¹²

In den *Gottesdiensten* der Landeskirchen wird noch immer mehrheitlich, aber kaum irgendwo ausschliesslich Standardsprache verwendet.¹³

Im eidgenössischen *Parlament* wird nur Standardsprache und Französisch gesprochen. In den Kantonsparlamenten gibt es verschiedene Lösungen. Während z.B. in Bern nur in Dialekt und Französisch (mit Simultanübersetzung) verhandelt wird, geben andere Kantonsparlamente dem Standard den Vorzug.

Vorträge werden meist in Standardsprache gehalten, *Reden* sind in beiden Varietäten möglich; Reden in Mundart nehmen zu. Die automatischen Auskunftsdienste des Telefons bedienen sich natürlich der Standardsprache, ebenso manche Ankündigungen und Aufforderungen, die über Lautsprecher an ein anonymes Publikum gerichtet werden.

Last but not least wird Standardsprache auch *spontan* bei vielen Gelegenheiten gesprochen, wenn Anderssprachige dabei sind.

Innerhalb des Gesprochenen hat also die Standardsprache ihre verhältnismässig festen Domänen, in denen sie gefordert und erwartet wird. Dies gilt umgekehrt für die Mundart im **Bereich des Geschriebenen** nicht. Wer für schriftliche Äusserungen die Mundart wählt, nimmt damit fast ausnahmslos einen *metaphorical switch* vor: Der Wechsel soll besondere Werte aktualisieren, die mit der unnormierten Varietät traditionell verbunden werden: Nähe, Spontaneität, Informalität usw.

Wenn in der deutschen Schweiz die Unterscheidung zwischen einer *high variety* und einer *low variety* noch zutrifft, dann am ehesten *innerhalb* des Geschriebenen: Abgesehen von literarischen Ausnahmen beschränkt sich der Gebrauch geschriebener Mundart auf informelle, familiäre, persönliche Schreibenanlässe. Innerhalb des Geschriebenen wird die Standardsprache von den meisten Sprechern als die "höhere" Sprache mit allen Implikationen des Begriffs anerkannt.

Tradition und damit auch eine gewisse Einbindung in ästhetische Konventionen hat die *Mundartliteratur*. Die Quantität der schweizerdeutsch publizierten Werke ist verhältnismässig gross;¹⁴ die Qualität übersteigt nur in Einzelfällen das auch in andern Dialektgebieten übliche Niveau. Es ist aufgrund der medialen Diglossie einleuchtend, dass in Sparten, die zur Aufführung oder zur audiovisuellen Vermarktung bestimmt sind, die Mundart eine wichtige Rolle spielt. Einen Sonderfall stellen die Texte der einheimischen Popmusik dar. Die Standardsprache spielt hier keine Rolle mehr; die meisten Bands singen englisch, die erfolgreichsten Mundart.

Nach wie vor aber ist die Schweizer Literatur deutscher Sprache eine Literatur in Standardsprache, und erstaunlicher als die grosse Zahl unserer Mundartschriftsteller ist die grosse Zahl von Schweizer Autoren, die sich im Rahmen der internationalen deutschen Literatur einen Namen machen konnten.

Bei den nichtliterarischen, veröffentlichten Texten spielt geschriebene Mundart eine gewisse Rolle in der Werbung, in persönlichen Annoncen in Tageszeitungen, in familiären Drucksachen wie Geburtsanzeigen und auch in Graffiti.

Für die private Schriftkommunikation wählen besonders jüngere Menschen nicht selten die Mundart.

Doch wie gesagt: Es geht hier um Randbereiche. Die überwältigende Masse des in der deutschen Schweiz privat oder öffentlich Geschriebenen ist in der Standardsprache verfasst. Verbindliche Regeln für die Verschriftlichung der Mundarten existieren nicht, in der Schule lernt man ausschliesslich die Standardsprache schreiben und lesen; deshalb fällt gerade Menschen mit geringerer Schulbildung das Schreiben und Lesen in Standardsprache leichter.

2 Zur Geschichte der Deutschschweizer Sprachsituation

Jener anonyme Niederländer, den ich zu Beginn zitiert habe, nannte das Deutsch der Schweizer hässlich. Aber natürlich stiess er sich, wie andere seiner Zeitgenossen, im Grunde nicht an einer ästhetischen, sondern an einer soziokulturellen Ungehörigkeit: "Was soll man von der Geisteskultur eines Volkes halten, das seine Sprache in einem so vernachlässigten Zustande läst?" rief 1795 ein anonymes deutsches Wort, und er fuhr fort: "Ein kleines Völklein [...], das die deutsche Sprache als seine Muttersprache anerkennt [...] und doch, in einem so aufgeklärten Zeitalter, mit Leib und Seele an einem so abscheulichen, ekelhaften Barbarismus kleben kann: fürwahr! ein solches Völklein ist für den Philosophen eine sonderbare, rätselhafte Erscheinung."¹⁵

Es lohnt sich, der Verwunderung unseres Reisenden ein wenig nachzugehen. Dass in der Schweiz Mundarten gesprochen wurden, das konnte ihm unmöglich rätselhaft vorkommen – die Existenz von Mundarten war einem Menschen der damaligen Zeit aus der eigenen Heimat bekannt, er mochte stammen, woher er wollte. Überall sprachen damals jene Menschen Dialekt, "deren Gemüt mit nichts anderes als Gedanken ihrer Nahrung eingenommen, die sich niemals höher schwingen," wie der grosse Leibniz die "gemeinen Leute" charakterisiert hat.¹⁶

Ebensowenig fremd war einem damaligen Deutschen die Vorliebe der vornehmen Kreise für das Französische, auch das war bei ihm zu Hause nicht viel anders.

Nicht das wohlvertraute Sprachverhalten dieser beiden altständischen Klassen irritierte somit den Reisenden; ihm gab vielmehr zu denken, dass das fortschrittliche Bürgertum in diesem Lande keine Anstalten machte, die Mundart zugunsten der kultivierten Hochsprache aufzugeben. Denn wie der Adel durch die Vorliebe für das Französische, die geringen Leute durch ihre Beschränkung auf die Mundart gekennzeichnet waren, genau so war die bürgerliche Kultur Deutschlands eben durch die Hochsprache geprägt;¹⁷ ihre Beherrschung gehörte dort zu den Voraussetzungen, ohne die sich kein Individuum als "gesittetes" Mitglied der bürgerlichen Klasse qualifizieren konnte.

In der deutschen Schweiz aber verblieb das Bürgertum bei den ältern Sprachgewohnheiten. Die Historiker nehmen an, in Deutschland habe sich die Hochsprache durchgesetzt als "dem Bürgertum gemeinsames, überregionales Medium der Verkehrs- und Beziehungsbildung"; gleichzeitig habe sie "die Grenzen nationaler Kultur und Gesellschaft" markiert (Ruppert 1984: 191). Nun war zweifellos auch das Deutschschweizer Bürgertum in diese überregionale, ja internationale "Öffentlichkeit" einbezogen, man denke nur an die literarische Bedeutung Hallers, Bodmers, Breitingers und Gessners. Dagegen scheint eben jene zweite Funktion der Hochsprache, "die Grenze der Nation" zu markieren, für das Schweizer Bürgertum unannehmbar gewesen zu sein. Auch es verstand sich vermutlich als Repräsentant der Nation, aber einer dezidiert schweizerischen Nation. Nur in ihrer sozusagen "praktischen" Funktion als überregionales Medium des Verkehrs und der Kultur wurde die Hochsprache akzeptiert, nicht aber in ihrer "ideologischen" nationalsprachlichen Funktion. Gerade in der Weigerung, die Hochsprache als Alltagssprache zu übernehmen, im Festhalten an der Mundart "mit Leib und Seele", bot sich dem Schweizer die Möglichkeit nationaler Abgrenzung. Mundartgebrauch wurde Nationalsymbol.¹⁸

Zu diesem sprachlichen Abgrenzungsbedürfnis nach aussen mögen gesellschaftsinterne Gründe getreten sein. Schon 1791 führte ein reisender Däne die Sprachsituation der Schweiz auf ihre demokratische Organisation zurück.¹⁹ Dies war gewiss sehr freundlich von ihm, aber die Alte Eidgenossenschaft war, auch wenn sie keine Fürsten kannte, durchaus kein Hort der Volksrechte. Bedeutungsvoller für das sprachliche Verhalten des Bürgertums waren wohl die Kleinheit, die überschaubarkeit der Verhältnisse und die entsprechend starke soziale Kontrolle

in den 13 selbständigen eidgenössischen Staatswesenen. Hier harrt jedoch noch sehr vieles mentalitätsgeschichtlicher Erforschung.

Eines allerdings steht fest: Die ständische Gesellschaft des 18. Jahrhunderts hätte noch am ehesten natürliche Voraussetzungen zur Bildung einer monolingual hochsprachlichen Gruppe geboten; nachdem dieser Moment verpasst war, bot die gesellschaftliche Entwicklung des nun wirklich demokratisch gewordenen und nach wie vor sehr überschaubaren Staatswesens kaum mehr eine harmlose Möglichkeit zu so offensichtlicher Absetzung einer Gruppe des Volkes von den andern.

Aber auch das schweizerische Bildungsbürgertum verspürte das Bedürfnis nach sprachkultureller Unterscheidung von guter und schlechter Sprache. Da die "gute Sprache" aufgrund der sozialpsychologischen und nationalpolitischen Umstände nicht einfach mit der Standardsprache gleichgesetzt werden konnte, entstand seit den dreissiger Jahren des 19. Jahrhunderts und zweifellos im Zusammenhang mit der Entwicklung der wissenschaftlichen Dialektologie die "Doktrin der zwei Reinheiten", wie ich sie zu nennen pflege; sie besagt, dass der gebildete Mensch Mundart und Schriftsprache gleicherweise "rein" zu beherrschen habe. Als schlimmste sprachkulturelle Verirrung gilt seither die Vermischung der Varietäten – genau jene *interlanguage* also, die anderswo als Sprachsystem mittlerer Formalität höheres Prestige als die Mundarten genießt.²⁰

Seit mehr als hundert Jahren vertreten alle namhaften Sprachpädagogen die "Doktrin der zwei Reinheiten". Sie kann heute als kaum mehr reflektierte Grundmaxime unserer Sprachkultur gelten. Natürlich beeinflusst sie den wirklichen Sprachgebrauch vor allem in formelleren Sprechsituationen – eben dort, wo ein Bedürfnis nach "gepflegter", d.h. höherwertiger Sprache besteht: in der Öffentlichkeit, in den Medien usf. Am frühesten und am striktesten hat die Mundartliteratur die Reinheitsmaxime befolgt. Hier lässt sich gut beobachten, wie die Sprachgestaltung sich im Laufe der Jahre auf die "reine Mundart" hin verändert hat.

Dass aber auch die naiven Sprecher um die Reinheitsmaxime wissen, das erfährt der Dialektologe immer dann, wenn ihm auf der Suche nach Gewährsleuten regelmässig gestanden wird, man "könne leider keine richtige Mundart mehr". Obwohl solche Selbsteinschätzungen den Konflikt zwischen sprachlicher Realität und sprachkulturellem Ideal bedauernd betonen, beweisen die Sprecher eben damit, dass sie das Ideal akzeptiert haben. Auswirkungen der Reinheitsmaxime

auch auf den alltäglichen Sprachgebrauch sind somit durchaus zu erwarten. Darüber wird noch zu berichten sein.

Vor diesen Voraussetzungen sind auch die jüngsten Entwicklungen der deutschschweizerischen Sprachsituation zu beurteilen. Die “mediale” Varietätenverteilung scheint sich erst in den letzten 25 Jahren in der heutigen Schärfe herausgebildet zu haben.²¹ Diese Entwicklung darf aber nicht als isolierte schweizerische Kuriosität gesehen werden. Vielmehr widerspiegelt sie die moderne weltweite Tendenz zu weniger formalen Registern, zur Bevorzugung mündlicher Stile, vielleicht auch einen gewissen Bedeutungsverlust der schriftlichen Kommunikation für weite Kreise der Bevölkerung. Dass diese Tendenz in der deutschen Schweiz die Mundarten verstärken musste, ist eine Konsequenz der soziolinguistischen und sprachkulturellen Entwicklung, die ich geschildert habe.²²

3 Sprachgebrauch und Sprachsystem

Nachdem ich nun lange genug über die schweizerdeutschen Mundarten gesprochen habe, möchte ich diese Idiome endlich selber zu Wort kommen lassen. Was Sie hören werden, habe ich an einem zufälligen Tag um die Mittagszeit vom Radio überspielt.²³

S1: Wèn aber däa, wo über ùmwäutverträaglechi Entwìcklig rëdt,
Wenn aber der, der über umweltverträgliche Entwicklung spricht,

ëine vo de mächtigschte Ungernämer vo üsem Land ìsch, nämlech
einer der mächtigsten Unternehmer unseres Landes ist, nämlich

de Schtèfan Schmidhèini, Schtìchwòrt Gròdss-Akzionäär
Stefan Schmidheiny, Stichwort Grossaktionär

beziejigswiis Verwautigsraatsmitgled, beziejigswiis Bsitzer
beziehungsweise Verwaltungsratsmitglied, beziehungsweise Besitzer

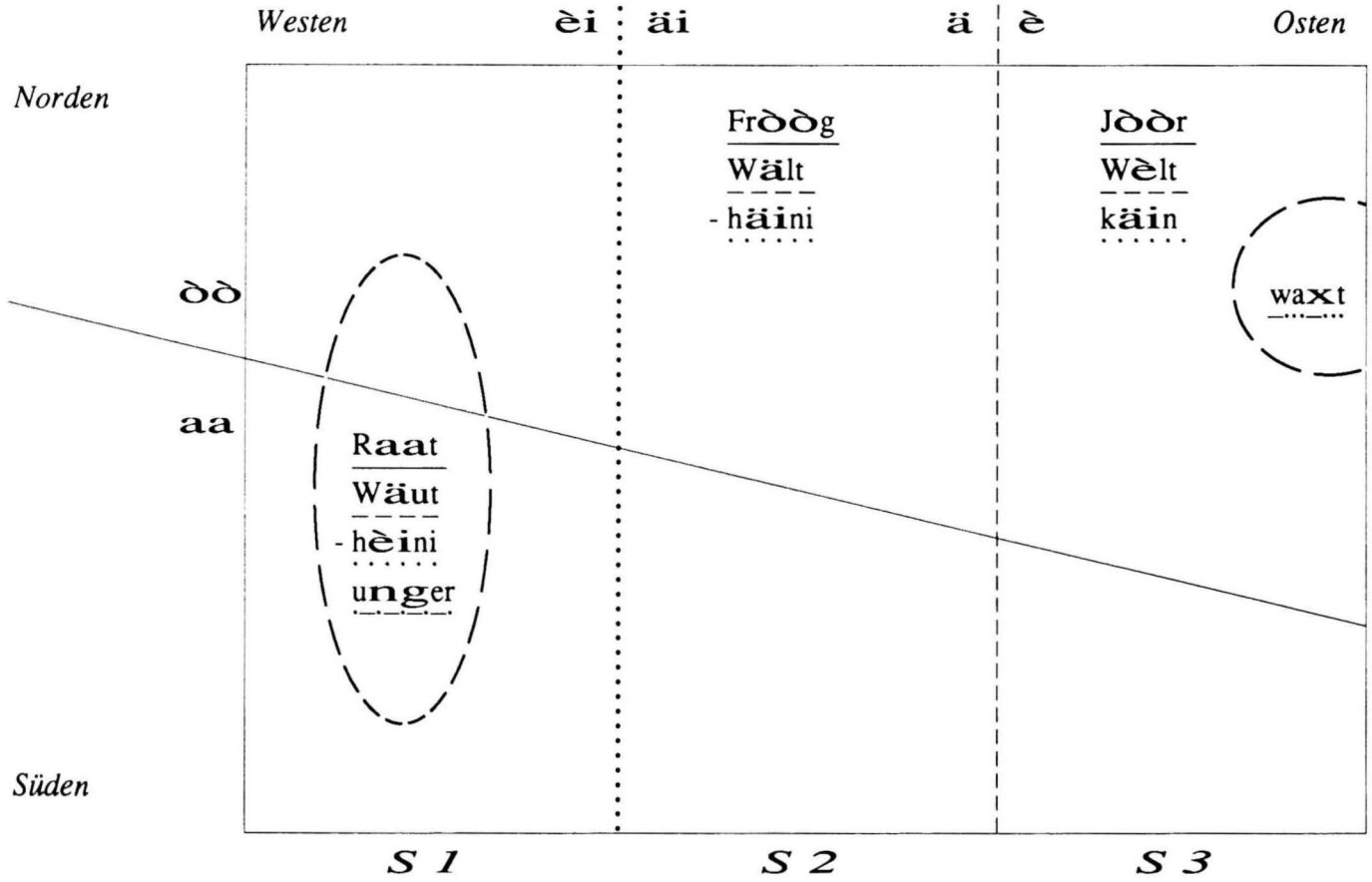
5 vo BBC-ABB, Uurekonzääm SMH, Schwizerischi Bankgsëuschaft,
von BBC-ABB, Uhrenkonzern SMH, Schweizerischer Bankgesellschaft,

Landis ùnd Giir, Wild-Läitz, beziejigswiis Läika-Konzääm, ùnd
Landis & Gyr, Wild-Leitz, beziehungsweise Leika-Konzern, und

vìune wiitere Handels- ùnd Immòbìlic-Fìrme – wèn auso de
vieler weiterer Handels- und Immobilien-Firmen – wenn also

- Schtèfan Schmidhèini sich dadezue üssetet, dèè hèt daas sòfört
Stefan Schmidheiny sich dazu äussert, dann hat das sofort
- mèè Ufmèrksamkèit. Schliesslich sìgen òu Ungemämer nùme
mehr Aufmerksamkeit. Schliesslich seien auch Unternehmer nur
- 10 Mònsche, sèid de Schtèfan Schmidhèini, ùnd am Umwäut-Sèminaar
Menschen, sagt Stefan Schmidheiny, und am Umwelt-Seminar
- nüünzähundertnüünzg vo dr ETH Zùri hèt er über Umwäut ùnd
1990 der ETH Zürich hat er über Umwelt und
- drittì Wäut ùnd Fòrtschritt grèdt. Lòset e Biiitraag
dritte Welt und Fortschritt gesprochen. Hören Sie einen Beitrag
- vom Markus Schäärli.
von Markus Schärli.
- S2: S Umwält-Konzèpt, wo fùr de Schtèfan Schmidhäini wäägwiisend
Das Umwelt-Konzept, das für Stefan Schmidheiny wegweisend
- 15 ìsch, gòdd devòd uus, dass d Fròddg vom wältwiite Umwält-Schütz
ist, geht davon aus, dass die Frage des weltweiten Umwelt-Schutzes
- nìd cha trènnit wäärde vo de Fròddg vo de Entwìcklig i de
nicht getrennt werden kann von der Frage der Entwicklung in der
- Drittè Wält.
Dritten Welt.
- S3: Mier dö(r)fet ùf käin Fall üüs, wo s vil bèsser gòdt as de
Wir dürfen auf keinen Fall uns, denen es viel besser geht als den
- Mènsche i de drittè Wèlt – n(ù)n äifach pòschtuliere, mer dö(r)fet
Menschen in der dritten Welt – nun einfach postulieren, wir dürfen
- 20 nùme wiiterwaxe ùnd dèn dö(r)fet die au nööd.
nicht mehr weiterwachsen, und dann dürfen jene auch nicht.
- S2: [...]Das ìsch, schlüssäntlech, en klaari Absaag a jeglechi Gränze
Das ist, schlussendlich, eine klare Absage an jegliche Grenze
- vo Wachstùm.
des Wachstums.
- S3: I glaube, das Konzèpt dörf lèttschlech käi Grènze haa
Ich glaube, dieses Konzept darf letztlich keine Grenze haben

Abbildung 1



vo Waxtum, wil s jò es Konzèpt isch, wo je lènger je mee
des Wachstums, weil es ja ein Konzept ist, das je länger je mehr

25 uf e Richtig vom qualitatiive Waxtùm mues uselauffe.
auf eine Richtung des qualitativen Wachstums hinauslaufen muss.

Es isch klaar, dass so öppis nöd chaa über Nacht öder au nöd
Es ist klar, dass so etwas nicht kann über Nacht oder auch nicht

innerhalb vo füüf öder zèe Jòdr passiere, das isch e
innerhalb von fünf oder zehn Jahren geschehen, das ist ein

Prozèss, wo üsi ganz Zifilisazioon vo de Wèlt wìrd i de nègste
Prozess, der unsere ganze Zivilisation der Welt wird in den nächsten

hundert Jòdr grundlègend verèndere.
hundert Jahren grundlegend verändern.

Zunächst einmal illustriert die Aufnahme meine Ausführungen zum Sprachgebrauch: In den Medien der deutschen Schweiz transportiert die Mundart nicht nur folkloristische Inhalte. Mit Dr. Schmidheiny²⁴ steht uns überdies einer der mächtigsten, weil reichsten Schweizer als Sprecher zur Verfügung: “In einer Bank, in den Chefetagen grosser Firmen” ist die Mundart hierzulande also durchaus nicht “undenkbar” wie anderswo im deutschen Sprachraum.²⁵

Ich hatte mit dieser Zufallsaufnahme aber auch insofern Glück, als die Sprecher eine schöne dialektgeographische Spannweite repräsentieren. Ich will Ihnen dies anhand einiger lautlicher Phänomene vorführen.

Natürlich lassen alle drei Sprecher jene Merkmale hören, die für sämtliche schweizerdeutschen Mundarten gelten, ich nenne nur die undiphthongierten Langvokale, die seit vielen hundert Jahren als Schibboleth des Schweizerdeutschen dienen:

*wii*ter (S3 Zeile 20)

uus (S2 Zeile 15)

*nüü*n (S1 Zeile 11)

Uns interessieren nun aber die inner-schweizerischen Differenzierungen.

Abbildung 1 soll eine aufs Äusserste schematisierte Sprachkarte der Deutschschweiz darstellen. Schauen wir uns zuerst die *durchgehend unterstrichenen* Formen an. Wenn S1 z.B. in *Verwautigsraat* (Zeile 4) ein langes *aa* spricht, dann

stimmt er hier zwar mit dem Standarddeutschen überein, innerhalb des Schweizerdeutschen dagegen gibt er sich als Sprecher einer archaischeren, südlichen Mundart zu erkennen; bei S2 und S3 erscheint der entsprechende etymologische Laut als langes $\partial\partial$, die beiden sprechen mit ihren *Fr $\partial\partial$ g* (15) 'Frage' und *J $\partial\partial$ r* (29) 'Jahr' eine nördliche Mundart. Die durchgehende Isoglosse stellt diesen sprachgeographischen Gegensatz dar.

Ich wende mich nun den *gestrichelt unterstrichenen* Formen zu. S1 und S2 haben in dem Wort, das standarddeutsch *Welt* entspricht, ein überoffenes \ddot{a} : *W \ddot{a} lt* (12, 17), S3 dagegen ein ϵ (19). S3 gehört damit zum Osten, in ein Dialektgebiet, in dem der auffällige \ddot{a} -Laut überhaupt fehlt. Zusammen mit den geschlossenen Qualitäten der Hochzungenvokale /i ü u/ gibt dies den Mundarten der Ostschweiz (rechts der gestrichelten Isoglosse) ein charakteristisches Gepräge.

Nun zu den *punktiert unterstrichenen* Formen. S1 und S2 unterscheiden sich in der Aussprache des Namens des Interviewten: Bei S1 heisst er *Schmidh \grave{e} ini* (3), bei S2 *Schmidh \ddot{a} ini* (14). S1 wird durch seine Diphthongrealisierung in den Westen verwiesen, hier durch die punktierte Isoglosse abgegrenzt.

S1 und S3 zeigen auch je ein kleinräumiges Merkmal (strichpunktiert unterstrichen). Die Velarisierung von *nd* in *unger* (2) 'unter' ist nur in einem eingeschränkten Gebiet des Westens üblich; und wenn S3 *waxe* (20) statt *wach-se* ausspricht, dann verrät dies seine Herkunft in Kombination mit den bereits erwähnten Merkmalen seiner Sprache auf wenige Quadratkilometer genau.²⁶

Mit Hilfe von drei, vier Merkmalen lassen sich somit die drei Sprecher zumindest grösseren Räumen zuweisen; bei S3 ist die Lokalisierung dank der Lautung [ks] im mehrfach belegten Morphem *wax-* besonders genau möglich.

Ich habe Ihnen diese sprachgeographische Übung aus zwei Gründen zugemutet. Zu Beginn polemisierte ich gegen jene Fremden, die einfach nicht akzeptieren wollen, dass wir selbst dann Dialekt sprechen, wenn wir an der Zürcher Bahnhofstrasse unsere Millionenguthaben inspizieren. Die Analyse des Beispiels zeigt, dass Deutschschweizer verschiedener geographischer Herkunft und selbst solche, die tatsächlich über Millionenguthaben verfügen, sich wirklich in ihrer lokalen Mundart unterhalten und nicht in einer alemannischen Koiné.

Die Übung richtete sich aber auch gegen ein inländisches Vorurteil, wonach die Mundarten heute zu einem undefinierbaren Mischmasch ohne jeden lokalen

Charakter verkommen seien. Zumindest auf der lautlichen Ebene stimmt diese sprachpessimistische Behauptung noch nicht.

Wenn wir uns dagegen dem *Wortschatz* unseres Beispieltextes zuwenden, dann erscheinen jene pessimistischen Diagnosen begründeter. Es kann ja nicht übersehen werden, dass dem Text etwas mangelt, was Mundartfreunden und Mundartforschern gleichermassen am Herzen liegt: Es fehlen ihm die regionalspezifischen Ausdrücke, die Idiotismen, welche die Bände der grossen Mundartwörterbücher füllen. Keines der zahlreichen Wörter zur Bezeichnung des 'Rückentraggefässes für die Milch' taucht hier auf, und es fehlen die farbigen Ausdrücke für den 'Abfall beim Kartoffelschälen'. Das Problem liegt offenbar darin begründet, dass sich Fragen der Entwicklungspolitik weder mit Hilfe des Rückentraggefässes für die Milch noch mit dem Abfall beim Kartoffelschälen lösen lassen. Anders gesagt: Eine Sprachgemeinschaft muss ihre Sprache neuen Kommunikationsbedürfnissen anpassen oder sie muss sie zugunsten einer besser ausgestatteten Sprache aufgeben. Die Deutschschweizer haben sich für den ersten Weg entschieden und ihren Mundarten eine enorme Menge von Neologismen einverleibt;²⁷ dies scheint mir grundsätzlich kein Anlass zu Sprachpessimismus zu sein, denn nur so können die Mundarten die zahlreichen Funktionen erfüllen, die ihnen hierzulande aufgebürdet werden. Davon aber hängt ihr Überleben ab.

Entlehnungen aus der Standardsprache bieten meist geringe Probleme. Das Standarddeutsche wie die Mundarten bilden neue Wörter in den allermeisten Fällen durch Komposition. Wenn die Bestandteile einer standarddeutschen Komposition auch in den Mundarten vorhanden sind, findet die Neuerung fast ungehindert und unbemerkt Eingang:

<i>umweltverträglich</i>	: <i>ümwäutverträäglech</i>	(1)
<i>Verwaltungsratsmitglied</i>	: <i>Verwautigsraatsmitgheed</i>	(4)
<i>weltweit</i>	: <i>wältwiit</i>	(15)

Aber auch Wörter, die es in der Mundart überhaupt nicht gegeben hat, werden problemlos über phonetische Transferregeln eingepasst.²⁸

<i>beziehungsweise</i>	: <i>beziejigswiis</i>	(4)
<i>Aktionär</i>	: <i>'Akzionäär</i> - [kx] -	(3)
<i>Konzern</i>	: <i>Kon' zäärn</i> [kx] -	(5)
<i>Konzept</i>	: <i>Kon' zèpt</i> [kx] -	(14)

Wie meist bei Fremdwörtern gilt auch hier, dass Übernahmen aus dem Standarddeutschen von manchen Sprechern vor allem dann als störend empfunden werden, wenn sie ein bereits existierendes mundartliches Wort konkurrenzieren. Solche Übernahmen können keine denotative Notwendigkeit geltend machen, und Entlehnungen gegenüber, die bloss konnotativ begründet sind, verhält sich die Sprachgemeinschaft intoleranter. Von den Wörtern unseres Textes würde ich beispielsweise, wenn ich bewusst spreche, das Verb *sich üssere* (8) kaum verwenden, und ich würde ganz sicher nicht *jeglechi* (21) oder *innerhalb* (27) sagen.

Die zahlreichen Wortentlehnungen aus der Standardsprache sind in erster Linie verantwortlich dafür, dass sich der sprachliche Abstand zur Standardsprache tatsächlich verringert; gleichzeitig nähern sich die Mundarten aneinander an, da sie ihre Neuerungen alle aus der gleichen Quelle beziehen. Parallel dazu verschwinden ganze Wortstände des traditionellen, kleinräumigen Wortschatzes, da sie Lebensbereichen angehören, die an Bedeutung verlieren. Wir haben es hier mit einem Internationalisierungsphänomen zu tun, das alle Sprachen in ähnlicher Weise betrifft.

Aber auch Wortschatzausgleich innerhalb der schweizerdeutschen Mundarten findet statt, und hier geht es dann erwartungsgemäss meist um die Eliminierung kleinräumiger Heteronyme. Die in Fett gebratenen Kartoffeln heissen sogar auf Amsterdamer Plakatwänden *Rösti* – kein Wunder, dass das ehemals zürichdeutsche Wort auch in der Schweiz die zahlreichen lokalen Ausdrücke verdrängt; ähnlich steht es mit dem Gruss *Grüezi*, den ich immer noch nicht in den Mund nehme, wohl wissend, dass ich auf verlorenem Posten für mein *guet Taag* kämpfe. Die beiden Beispiele zeigen, dass die interdialektalen Ausgleichsprozesse nicht automatisch zu grösserer Standardnähe führen – doch gilt natürlich auch hier, dass ein standardnäheres Heteronym höhere Durchsetzungschancen hat.

Während also die Lautung nach wie vor eher dezentralisiert bleibt, machen sich die nivellierenden Kräfte im Wortschatz stark geltend. Formenlehre und Syntax, die klassischen Abteilungen der “Grammatik”, nehmen eine Zwischenstellung ein. Es scheint so zu sein, dass die “Grammatik” gegen standardsprachliche Einflüsse recht resistent ist: Zusammen mit der Lautung ist sie für die Sprecher offenbar Garant der sprachlichen Identität einer Äusserung; der Brauch der Linguisten, gemischte Äusserungen jener Sprache zuzuweisen, welche die Grammatik “liefert”, erhält dadurch eine Rechtfertigung. Die Morphologie dürfte gegen Standardeinflüsse resistenter sein als die Syntax; zwar sind gegenwärtig Veränderungen besonders der Adjektiv- und Substantivflexion im Gange, doch

scheint es sich dabei eher um interdialektalen Ausgleich und um Systemausgleich als um Annäherung an die Standardsprache zu handeln.

Interessante Konflikte zwischen 'freier' Wortentlehnung und 'beharrender' Grammatik ergeben sich dann, wenn Wörter mit Präfixen entliehen werden. Unser Text bietet das Verb (*uf öppis*) *uselauffe* (25), eine Bildung nach standarddeutsch (*auf etwas*) *hinauslaufen*. *hinaus* wird hier offensichtlich als grammatische Partikel analysiert und deshalb nicht einfach lautlich angeglichen, sondern durch die funktionsgleiche mundartliche Partikel *use* ersetzt.²⁹

Was die Syntax anbetrifft, so bietet unser Text eine ganze Reihe von schweizerdeutschen Besonderheiten:

- Verwendung des Artikels beim Namen:
de Schtèffan Schmidhèini (3)
- Ausdruck des Genitivverhältnisses mit der Präposition *von*:
d Fròdòg vom wältwüite Umwältschütz (15)
- Relativer Anschluss mit der Partikel *wo*:
s Konzèpt, wo [...] wäägwüisend isch (14)
- Stellung der infiniten Prädikatsteile im Nebensatz:
dass d Fròdòg [...] nid cha trènnt wäärde :
nicht getrennt werden kann (16)

Noch vor fünfzig Jahren gehörten Genitive und Relativsätze nach standardsprachlichem Vorbild zu den häufigsten Angriffszielen der mundartlichen Sprachpflege. Als abschreckende Beispiele konstruierte man Sätze wie den folgenden:

Das Gsetz, über das mer am nächste Suntig abstimed, ischt mines Erachtens es Exame der staatspolitische-n-Erziehig unseres Volkes
(Steiger o.J.: 13).

In spontaner Rede sind solche Fügungen heute kaum zu hören, und auch die Redner, denen jene Vorwürfe vor allem galten, haben recht gut gelernt, solch grobe Verstöße gegen die "reine Mundart" zu vermeiden. Die Reinheitsdoktrin fiel im Bereiche der an sich schon beharrlicheren Grammatik auf günstigen Boden.

Dennoch finden sich selbstverständlich auch “grammatische” Standardeinflüsse in unsern Texten; als Beispiele nenne ich das umschriebene Futur und das Passiv:

e Prozèss, wo üsi ganzi Zifilisazioon [...] wird verèndere (29)

dass d Fròdòg [...] nid cha trènnt wäärde (15)

Bei diesen Einflüssen handelt es sich nun aber bezeichnenderweise nicht um neue *Konstruktionen*, sondern beim Futur um eine neue *Funktion* einer vorhandenen Konstruktion, beim Passiv um häufigeren *Gebrauch* einer vorhandenen Konstruktion. Solche Veränderungen scheinen deshalb nicht so sehr von der Standardsprache als solcher verursacht zu sein, sondern von einem schriftnahen oder “literaten” Stil. Wir alle verwenden ja beim Sprechen über aktuelle Themen ständig Versatzstücke, die wir schriftlich formuliert vorgefunden haben. Dies ist zweifellos ein Charakteristikum des alltäglichen Gegenwartsstils – es ist begreiflich, dass davon in der medialen Diglossie Einflüsse auf die grammatische und syntaktische Struktur der Mundart ausgehen müssen.

Wir stellen also fest, dass die linguistische Identität der schweizerdeutschen Mundarten heute vor allem durch die Lautung und die “Grammatik” garantiert wird. Der Wortschatz dagegen wird in wichtigen Inhaltsbereichen immer standarddeutscher und internationaler. Der innerschweizerische Dialektausgleich verläuft ebenfalls in erster Linie über den Wortschatz. Schwerwiegendere Einbussen an lautlichen und grammatischen Besonderheiten haben vor allem die “Randmundarten” des kleingekammerten Alpenraums und der Ostschweiz zu verzeichnen.

Die deutsche Schweiz scheint ein gutes Beispiel dafür abzugeben, dass Mundarten, wenn ihnen nationalsymbolische Funktionen zugewiesen werden, sich nicht nur als lebenskräftig erweisen können, sondern auch enorme Erweiterungen ihrer kommunikativen Funktionen verkraften, ohne ihre Identität zu verlieren. Am faszinierendsten scheint mir persönlich allerdings, dass hier eine Menge linguistisch recht verschiedener Mundarten diese kommunikativen und symbolischen Funktionen ausüben kann, ohne dass eine Standardisierung sich als wünschbar oder gar nötig erwiesen hätte. Der Mythos, die Menschen könnten sich ohne einheitliche Standardsprache weder verstehen noch als Gruppe fühlen, ist eben auch nur ein Mythos, und nicht einmal ein besonders ehrwürdiger. Einheitlichkeit und Standardisierung sind unabdingbar für Computertrennprogramme; eine intelligenterere Maschine, wie der Mensch z.B., ist zu sehr weitgehender Normtoleranz fähig. Man sollte ihm dort, wo es noch möglich ist, die Gelegenheit geben, diese Fähigkeit auszuüben.³⁰

Fußnoten

* Dit artikel is opgedragen aan prof. Frans van Coetsem, zonder wiens stimulering het nooit gepubliceerd zou zijn (zie aantekening 6).

¹ Hedendaagsche Historie of tegenwoordige staat van Switzerland, Amsterdam 1760: 133, zit. nach Trümper (1955), 18, Anm. 6.

² Nach der französischen Uebersetzung des lateinischen Originals im Conservateur Suisse 7 (1815), 96.

³ Vgl. Socin (1888), 384.

⁴ Peter Arens in Padel (1985), 96.

⁵ Allerdings sind die Schweizer an diesem Missverständnis wohl nicht ganz unschuldig. 1892 schrieb Otto von Greyerz, dass "die Schweizer weder einen reinen Dialekt noch eine reine Schriftsprache reden. Statt dessen hat sich bei uns seit nicht sehr langer Zeit eine dritte Sprache herausgebildet [...], welche einerseits den Dialekt tötet und andererseits die Einführung einer reinen Schriftsprache verzögert und erschwert. Sie ist das klägliche Ergebniss von Notwendigkeit und Trägheit" (Greyerz 1892: 13). Die "dritte Sprache", die von Greyerz in sprachpflegerischem Eifer heraufbeschwor, geht seitdem als Gespenst um; 1904 erscheint sie bei Wilhelm Braune als "Beispiel einer [...] hochdeutschen Provinzialverkehrssprache" mit dem Namen "Schwizerdütsch" (Braune 1905: 23, Anm. 9), schon Samuel Singer nahm den Kampf dagegen auf (1928: 48) – erfolglos wie alle spätern (vgl. Haas 1978).

⁶ Haas 1978, 1981, 1982, 1985, 1986 1988a, 1988b

⁷ Obwohl in (geringfügigen) Einzelheiten überholt, ist noch immer Schwarzenbach (1969) grundlegend. Sonderegger (1985) gibt eine ausführliche Darstellung des geschichtlichen Verhältnisses und verzeichnet auch die neuere Literatur; weitere Literaturangaben in meinen Artikeln (Anmerkung 6).

⁸ Eine ausgezeichnete Übersicht über die sozioökonomischen Daten der Schweiz bieten Schuler et al. (1986).

⁹ Daan (1971).

¹⁰ Eine Tabelle über den Dialektgebrauch, wie sie Peter Wiesinger am Kolloquium "Dialekt und Standardsprache" (Amsterdam, 15.-18. Oktober 1990) für Österreich vorlegte, müsste für die deutsche Schweiz in den Punkten 2-7 gegen 100% Dialekt ergeben (ein kleiner Rest müsste für den Bevölkerungsanteil reserviert werden, der keinen Dialekt sprechen kann, da er im Erwachsenenalter zugezogen ist).

¹¹ Eine empirische Darstellung der Sprachsituation in der Schule bieten Sieber/Sitta (1986), eine didaktische Anleitung zum schulischen Umgang mit der Diglossie geben Sieber/Sitta (1988).

¹² Freiheit der Varietätenwahl erschwert das reibungslose Funktionieren der Diglossie, da sie dem Sprecher keine Wahlhilfe und dem Hörer keine Erwartungssteuerung an die Hand gibt. In intuitiver Erkenntnis dieser Sachlage hat man für viele Sendefässer mehr oder weniger willkürlich die Sprachform festgelegt; damit wird eine zwar künstliche aber funktionierende "Situationsabhängigkeit" der Varietätenwahl wiedereingeführt. – Ueber die ausserordentliche Komplexität der Verhältnisse unterrichtet jetzt objektiv die Untersuchung von Ramseier (1988). – Die Mundartverwendung an den Medien ist eines der nach aussen auffälligsten Merkmale der Deutschschweizer Sprachsituation, besonders wenn man sie mit den entsprechenden Zahlen aus den Nachbarländern vergleicht: Peter Wiesinger sprach an diesem Kolloquium von einem Mundartanteil in den österreichischen Medien von 0,2%! Die Mundart in den Medien ist deshalb besonders heftigen Angriffen bestimmter Kreise ausgesetzt (vgl. Padel 1985 und unten Anm. 22). Andererseits liegt die kommunikative Bedeutung des Phänomens auf der Hand: "Es ist ganz klar, dass die sogenannte passive Kompetenz der Sprecher einer Sprache im gesprochenen Bereich durch ein breites Raster von sprachlichen Varietäten in den elektronischen Massenmedien erhöht wird. Insofern ist die Sprachenvielfalt in diesen Medien keine zu bekämpfende Seuche, sondern ein wesentlicher Vorteil im Hinblick auf die gegenseitige Verständigung" (Werlen 1990).

¹³ Auch die stetige Zunahme des Mundartgebrauchs in der Kirche gehört zu den auffälligen Besonderheiten der Deutschschweizer Sprachsituation. In manchen Zeremonien ist der gesamte "ad-hoc-Text" mundartlich (Begrüssung der Gemeinde, spezifische Fürbitten, Predigten, personenbezogene Texte in Tauf-, Hochzeits- und Beerdigungsgottesdiensten, Handlungsanweisungen usw.), die festgelegten Rituale (feste Gebete, Bibellesungen, liturgische Formeln usw.) bleiben dagegen fast ausschliesslich in Standardsprache.

¹⁴ Ris (1989) als Bibliographie nur der selbständig erschienenen Werke nur des Berndeutschen bietet immerhin 2036 Titel seit 1800.

¹⁵ Ueber die Schweiz und die Schweizer, Bd. 1, Berlin 1795: 27f., zit. nach Trümpy (1955), 107.

¹⁶ G.W. Leibniz, Ermahnung an die Deutschen, ihren Verstand und ihre Sprache besser zu üben (um 1682/83), zit. nach der Ausgabe von Uwe Pörksen, Stuttgart: Reclam 1983, S. 57f.

¹⁷ Diese sprachliche Dreiteilung der Gesellschaft in Deutschland war gerade den Schweizern früh bewusst geworden; schon Mörikofer stellte fest: "Indem daher [in Deutschland] der Adel sich die französische Sprache als vornehmeres Standesmerkmal ausersah, stellte sich der gebildete Mittelstand durch die Büchersprache über den gemeinen Mann" (1838: 84).

¹⁸ Auch diese Funktion der Mundart wurde früh formuliert. In einem seiner Romane beschreibt der Zürcher Poet Ulrich Hegner 1812 den Auftritt reichsdeutscher Deklamatoren in einem ländlichen Molkenkurort und fährt dann fort: "Was sollen übrigens diese Leute in der Schweiz? Man versteht sie nicht, wenigstens wer nicht Umgang mit Deutschen gehabt hat [...] Sie können doch zur Umänderung unsrer Sprache beytragen, sagen die Einen. Das wäre schade, sagen die Andern: So lange wir Schweizer sind, sollen wir auch die Sprache beibehalten!" Die Molkenkur, Zürich 1812; der letzte Satz steht erst in der Auflage von 1819.

¹⁹ Prof. Sneedorf, zit. bei Trümpy (1955), 106.

²⁰ Die Anfänge der "Reinheitsdoktrin" sind bei Mörikofer (1838) zu beobachten, die folgenreichsten Formulierungen bei Winteler (1878), v. Greyerz (1892, 1900). Zum ganzen Komplex Weber (1984).

²¹ Ris (1990) glaubt, dass unter den neuen Verhältnissen nicht mehr von Diglossie, sondern von Bilingualismus gesprochen werden müsse; diese "Umbenennung" scheint mir unnötig; allerdings muss man sich dazu an das ursprüngliche Fergusonsche Konzept der Diglossie halten, ohne die zahlreichen und meist unfruchtbaren "Verfeinerungen" der Späteren; zu den Bestimmungsstücken dieses Konzepts gehört, dass die beteiligten "Sprachen" 1.) eng verwandte Varietäten sind, 2.) dass diese Varietäten nicht sozial verteilt sind (wie Ris zu unterstellen scheint), sondern nach "Rollen" und "Situationen", und 3.) dass es sich um ein gesamtgesellschaftliches Phänomen handelt – dass also "two varieties of a language exist side by side throughout the community, with each having a definite role to play" (Ferguson 1959: 325).

²² Peter Trudgill bezieht sich auf das gleiche Phänomen, wenn er in der englischsprachigen Welt die "penetration of non-standard accents into public contexts where formerly only RP was found" feststellt (Abstract seines Vortrags zu diesem Kolloquium). Dass auch in der Schweiz wie überall auf der Welt besorgte Sprachfreunde gegen diese Entwicklung Stellung beziehen, verwundert wenig. Ich habe mich (wie andere Kollegen) mit den entsprechenden Argumenten herumgeschlagen (vgl. Haas 1986); dabei war mir der polemische Ton ebenso wichtig wie die linguistische Argumentation – denn im Grunde ist eine ernsthafte Auseinandersetzung mit den Sprachfreunden auf linguistischer Basis ziemlich aussichtslos, da es hier wie bei allen sprachpflegerischen Diskussionen nur scheinbar um Sprachliches geht. Welch grossen Einfluss konservative Kreise in einem konservativen Land wie der Schweiz auch in diesen Dingen haben, zeigt sich in bedenklicher und bedenkenswerter Weise an manchen Stellen des 1989 veröffentlichten offiziellen Bericht des Bundesrates über Zustand und Zukunft der viersprachigen Schweiz (Bericht Saladin 1989).

²³ Radio DRS, Rendez-vous am Mittag vom 8.5.1990. Die Transkription verwendet den Gravis zur Kennzeichnung offener Vokale und Doppelschreibung für Langvokale; <ie, üe> usw. bezeichnen wirkliche Diphthonge; <k> wird als Affrikate [kx] ausgesprochen.

²⁴ Wie ich nachträglich erfuhr, ist Dr. Stephan Schmidheiny 43 Jahre alt, kontrolliert zwischen drei bis vier Milliarden Schweizerfranken und lebt heute im Kanton Schwyz (BILANZ – Das Schweizer Wirtschaftsmagazin, November 1990, S. 92). In den einschlägigen Nachschlagewerken (Who's who u.dgl.) pflegen Schweizer "Altreiche" zu fehlen.

²⁵ Henn-Memmelsheimer (1990), 48; es geht hier auch in keiner Art und Weise um "Anbiederung" oder "Herablassung".

²⁶ SDS 2,113 verzeichnet "waxt" für 8 Belegorte im St. Galler Rheintal und 2 Belegorte in Appenzell. Stephan Schmidheiny verbrachte, wie mir ebenfalls nachträglich erklärt wurde, seine Jugend im Raume Balgach-Heerbrugg (bei SDS SG 13).

²⁷ Dabei handelt es sich nach van Coetsems Terminologie um *borrowing* (recipient language agentivity), vgl. den Beitrag in diesem Band.

²⁸ Diese lautliche Einpassung von Standardentlehnungen findet nicht in allen Dialekt-Situationen statt, so scheinen niederdeutsche Mundartsprecher viel weniger zu Lautangleichungen zu tendieren. – In Wirklichkeit stecken hinter diesen Regeln, die ich hier ohne terminologischen Ehrgeiz "Transferregeln" genannt habe, zahlreiche, v.a. auch theoretische Probleme, die die Eigenschaften der "diglossischen" oder "panlektalen" Sprachkompetenz und damit den Status solcher Regeln betreffen, die zwischen dem standarddeutschen und dem dialektalen Sprachwissen vermitteln. Es gibt eine Reihe Vorschläge zu diesem Bereich ("via rules" bei Vennemann; "Adaptionsregeln" bei Wurzel; "abductive rules" bei Anderson usw.); einen Ueberblick und einen Erklärungsvorschlag aufgrund einer breiten empirischen Untersuchung schweizerdeutschen Materials macht Oglesby (in Vorb.).

²⁹ Ueber die grössere Stabilität von "Formwörtern" vgl. auch den Beitrag van Brees in diesem Band.

³⁰ Wenn die Prager Linguisten "Stabilität" der Sprache als wichtige Voraussetzung der Sprachkultur ansehen, dann muss (auch den Pragern gegenüber!) betont werden, dass ein Unterschied zwischen Stabilität der Sprache und Invarianz der Sprachformen besteht. Die Vorstellung, dass eine und nur eine Form für sämtliche Sprecher "einer" Sprache gelten solle, hat mehr mit Disziplinierung als mit Kultur zu tun. Zu meiner Freude wurden ganz ähnliche Einschätzungen an diesem Kolloquium auch von norwegischen Kollegen vertreten.

Literatur

AMMON, ULRICH ET AL. (HRSG.)

1987/88 Sociolinguistics - Soziolinguistik. An International Handbook of the Science of Language and Society. Ein internationales Handbuch zur Wissenschaft von Sprache und Gesellschaft. Berlin, New York: de Gruyter. (=Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 3).

BERICHT SALADIN

1989 Zustand und Zukunft der viersprachigen Schweiz. Abklärungen, Vorschläge und Empfehlungen einer Arbeitsgruppe des Eidgenössischen Departementes des Innern. Bern: Eidgen. Drucksachen- und Materialzentrale.

BESCH, WERNER ET AL. (HRSG.)

1984/85 Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung. Berlin, New York: de Gruyter. (=Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 2).

BRAUNE, WILHELM

1905 Ueber die Einigung der deutschen Aussprache. Halle/S.: Niemeyer.

DAAN, JO

1971 Funkties van de streektalen, vroeger en nu. In: Neerlands Volksleven 21, 134-146.

FERGUSON, CHARLES A.

1959 Diglossia. In: Word 15, 325-340.

GREYERZ, OTTO VON

1892 Die neuere Sprachentwicklung in der deutschen Schweiz. Zürich: Albert Müller.

GREYERZ, O[OTTO] VON

1900 Die Mundart als Grundlage des Deutschunterrichts. Bern: Schmid & Francke.

HAAS, WALTER

1978 Wider den Nationaldialekt. ZDL 45, 62-65.

HAAS, WALTER

1981 Entre dialecte et langue - l'exemple du Schwyzertütsch. Bulletin CILA No. 33, 22-41.

HAAS, WALTER

1982 Die deutsche Schweiz. In: Schläpfer (1982), 71-160.

HAAS, WALTER

1985 Schweizerdeutsch und Deutschschweizer Identität. Germanistische Mitteilungen 22, 77-91.

HAAS, WALTER

1986 Der beredte Deutschschweizer oder die Hollandisierung des Hinterwäldlers. Ueber die Kritik an der Deutschschweizer Sprachsituation. In: Löffler (1986).

- HAAS, WALTER
1988a Schweiz. In: Ammon et al. (1987/88), 1365-1383.
- HAAS, WALTER
1988b Die Verwendung von Mundart und Standardsprache in der deutschsprachigen Schweiz. In: Niederdeutsch (1988), 35-48.
- HEEROMA, K[LAAS]
1969 Niederländisch und Niederdeutsch. Bonn: Kgl. Niederländische Botschaft. (=Nachbarn 2).
- HENN-MEMMELSHEIMER, BEATE
1990 Alltägliche Dialektverwendung und das Spiel mit dialektalen Formen. In: Jahrbuch für Internationale Germanistik 21, 38-58.
- HOTZENKÖCHERLE, RUDOLF ET AL.
1962 ff. Sprachatlas der deutschen Schweiz. Bern: Francke.
- KOLDE, GOTTFRIED
1981 Sprachkontakte in gemischtsprachigen Städten. Vergleichende Untersuchungen über Voraussetzungen und Formen sprachlicher Interaktion verschieden-sprachiger Jugendlicher in den Schweizer Städten Biel/Bienne und Fribourg/Freiburg i.Ü.. Wiesbaden: Steiner. (=ZDL Beihefte NF 37).
- LÖFFLER, HEINER (HRSG.)
1986 Das Deutsch der Schweizer: Zur Sprach- und Literatursituation in der Schweiz. Aarau, Frankfurt/M., Salzburg: Sauerländer. (=Reihe Sprachlandschaft 4).
- [MÖRIKOFER, JOHANN CASPAR]
1838 Die Schweizerische Mundart im Verhältniss zur hochdeutschen Schriftsprache, aus dem Gesichtspunkte der Landesbeschaffenheit, der Sprache des Unterrichtes, der Nationalität und der Literatur. Frauenfeld: Beyel.
- NIEDERDEUTSCH
1988 Niederdeutsch und Zweisprachigkeit. Befunde - Vergleiche - Ausblicke. Leer: Schuster. (=Schriften des Instituts für niederdeutsche Sprache - Dok. 15).
- OGLESBY, STEFAN
in Vorb. Mechanismen der Interferenz zwischen Standarddeutsch und Mundart in der Schweiz. Diss. Freiburg/Schweiz.
- PADEL, Gerd H. [HG.]
1985 Des Schweizers Deutsch. Bern, Stuttgart: Hallwag.
- RAMSEIER, MARKUS
1988 Mundart und Standardsprache im Radio der deutschen und rätoromanischen Schweiz. Sprachformgebrauch, Sprach- und Sprechstil im Vergleich. Aarau, Frankfurt/M., Salzburg: Sauerländer. (=Reihe Sprachlandschaft 6).

- RIS, ROLAND
 1989 Bibliographie der berndeutschen Mundartliteratur. Selbständig erschienene, rein oder mehrheitlich berndeutsche Publikationen von den Anfängen bis und mit Erscheinungsjahr 1987. Langnau: Emmentaler Druck.
- RIS, ROLAND
 1990 Diglossie und Bilingualismus in der deutschen Schweiz: Verirrung oder Chance?. In: Vouga (1990), 40-49.
- RUPPERT, WOLFGANG
 1983 Bürgerlicher Wandel. Die Geburt der modernen deutschen Gesellschaft im 18. Jahrhundert. Frankfurt/M.: Fischer. (=Fischer Taschenbuch 4302).
- SCHLÄPFER, ROBERT (HRSG.)
 1982 Die viersprachige Schweiz. Zürich: Benziger.
- SCHULER, MARTIN ET AL.
 1986 Strukturatlas der Schweiz - Atlas structurel de la Suisse. Zürich: Ex Libris (3. Aufl.).
- SCHWARZENBACH, RUDOLF
 1969 Die Stellung der Mundart in der deutschsprachigen Schweiz. Studien zum Sprachbrauch der Gegenwart. Frauenfeld: Huber. (=Beiträge zur schweizerdeutschen Mundartforschung 17).
- SDS
 Hotzenköcherle et al. (1962ff.).
- SIEBER, PETER; HORST SITTA
 1986 Mundart und Standardsprache als Problem der Schule. Aarau, Frankfurt/M., Salzburg: Sauerländer. (=Reihe Sprachlandschaft 3).
- SIEBER, PETER; HORST SITTA
 1988 Mundart und Hochdeutsch im Unterricht. Orientierungshilfen für Lehrer. Aarau, Frankfurt/M., Salzburg: Sauerländer. (=Studienbücher Sprachlandschaft 1).
- SINGER, SAMUEL
 1928 Schweizerdeutsch. Frauenfeld: Huber. (=Die Schweiz im deutschen Geistesleben 58).
- SOCIN, ADOLF
 1888 Schriftsprachen und Dialekte im Deutschen nach Zeugnissen alter und neuer Zeit. Heilbronn: Henninger [Reprint Hildesheim: Olms, 1970].
- SONDEREGGER, STEFAN
 1985 Die Entwicklung des Verhältnisses von Standardsprache und Mundarten in der deutschen Schweiz. In: Besch et al. (1984/85), 1873-1939.
- STEIGER, AUGUST
 o.J. Sprachlicher Heimatschutz. Zürich: Rentsch. (=Volksbücher des Deutschschweizerischen Sprachvereins 12).

- TAPPOLET, E[RNST]
 1901 Ueber den Stand der Mundarten in der deutschen und französischen Schweiz. Zürich: Zürcher & Furrer. (=Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Sprache in Zürich 6).
- TRÜMPY, HANS
 1955 Schweizerdeutsche Sprache und Literatur im 17. und 18. Jahrhundert. Basel: Krebs. (=Schriften der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde 36).
- VOUGA, JEAN-PIERRE (HRSG.)
 1990 La Suisse face à ses langues - Die Schweiz im Spiegel ihrer Sprachen - La Svizzera e le sue lingue. Aarau, Frankfurt/M., Salzburg: Sauerländer. (=Annuaire de la Nouvelle Société Helvétique 1990/91).
- WEBER, DANIEL ERICH
 1984 Sprach- und Mundartpflege in der deutschsprachigen Schweiz. Sprachnorm und Sprachdidaktik im zweisprachigen Staat. Frauenfeld: Huber. (=Studia Linguistica Alemannica 9).
- WERLEN, IWAR
 1990 Dialekt und Standardsprache. Ein Kolloquium in Amsterdam. In: Neue Zürcher Zeitung, 26. Oktober, 28.
- WINTELER, J[AKOB]
 1878 Ueber die Begründung des deutschen Sprachunterrichtes auf die Mundart des Schülers. Bern: Jent & Reinert.